

Kulturstandards: woher sie kommen und wie sie wirken

Kühnel, Patrick

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kühnel, P. (2014). Kulturstandards: woher sie kommen und wie sie wirken. *interculture journal: Online-Zeitschrift für interkulturelle Studien*, 13(22), 57-78. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-452539>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Kulturstandards – woher sie kommen und wie sie wirken

Cultural Standards – how they evolved and how they operate

Patrick Kühnel

Prof. (BFSU) Dr. ,
Deutschabteilung an der
Beijing Foreign Studies
University

Abstract (Deutsch)

Obwohl schon seit längerem versucht wird, kulturelle Unterschiede mit Hilfe theoretischer Konstrukte wie Kulturdimensionen und Kulturstandards operationalisierbar zu machen, besteht eine eigentümliche Diskrepanz zwischen intuitiver Plausibilität auf der einen Seite und praktischer Anwendbarkeit bzw. theoretischer Fundierung auf der anderen Seite. So ist es zwar relativ problemlos möglich, Kulturspezifika zu identifizieren und zu beschreiben, wenn es jedoch darum geht, diese in praktische Handlungsanweisungen umzusetzen, erweisen sich die Schlussfolgerungen oftmals als zu kurz gegriffen. Hier setzt die vorliegende Arbeit an, indem sie am Beispiel von deutschen Kulturstandards zu zeigen versucht, dass diese systemischen Charakter besitzen, sofern der luhmannsche Systembegriff erweitert und Begriffsbildung als Operationsweise von Systemen zugelassen wird. Als zentral hierbei wird sich die Kantische Moralphilosophie erweisen. Diese im deutschsprachigen Kulturraum wirkmächtige Ausformulierung der Goldenen Regel erscheint bei genauerer Betrachtung als Kristallisationskern eines konzeptuellen Systems, innerhalb dessen die einzelnen Kulturstandards einander stützen.

Stichworte: Kulturstandards, Systemtheorie

Abstract (English)

For many years there have been various attempts to characterize cultural differences by using theoretical constructs like cultural dimensions and cultural standards. Although these approaches are intuitively plausible and have been quite successful in operationalizing cultural specifics they seem to be lacking theoretical foundation. In addition, these insights fall short when it comes to translating them into practical instructions in an international context. This paper suggests that these shortcomings can be remedied if we regard cultural standards as an instance of conceptual systems, possessing the general qualities of systems in the sense of Luhmann. In German speaking countries it is Kant's very influential moral philosophy that can be properly regarded as nucleus and framework of a Conceptual System, in which different cultural standards generate and support each other at the same time, hereby creating systemicity.

Keywords: cultural standards, system theory

1. Einleitung

Ein wesentliches Ziel der interkulturellen Forschung liegt darin, Faktoren zu ermitteln, die die soziale Interaktion zwischen Angehörigen verschiedener Ausgangskulturen behindern oder erleichtern. In einem weiteren Schritt können diese Faktoren als Parameter für die Erfassung und Analyse der Fähigkeit eines Individuums herangezogen werden, im interkulturellen Kontext erfolgreich zu handeln. Darauf aufbauend sind seit vielen Jahren unterschiedliche Testverfahren und Trainingskonzepte im Umlauf, mit denen die individuelle Sensibilität für interkulturelle Konfliktsituationen ermittelt bzw. Handlungskompetenzen verbessert werden können¹.

Was die wesentlichen Einflussgrößen betrifft, so kann hier grob zwischen kulturunspezifischen und kulturspezifischen Faktoren unterschieden werden. Als Beispiel für Testverfahren zur Ermittlung ersterer seien hier zunächst das IDI (Hammer et al. 2003, Paige et al. 2003) und das ISI (Olson / Koeger 2001) genannt. Beide basieren auf Bennetts *Developmental Model of Intercultural Competence* (Bennett 1993) und zielen darauf ab, anhand von Selbsteinschätzungsfragen, die grundsätzliche Fähigkeit und Bereitschaft zu erfassen, sich auf fremdkulturelle Erfahrung einzulassen ohne vorrangig die für den Einzelfall spezifischen Merkmale zu berücksichtigen. In die gleiche Richtung geht auch das *Cross-Cultural Adaptability Inventory (CCAI)* von Kelley / Meyers: Als wesentliche Faktoren für erfolgreiches interkulturelles Handeln legen die Autoren die Persönlichkeitsmerkmale *emotional resistance, flexibility and openness, perceptual acuity* und *personal autonomy* zugrunde. (Kelley / Myers 1995). Ruben (1976) sowie Koester / Olebe (1988) betonen in der von ihnen entwickelten bzw. erweiterten *Behavioral Assessment Scale for Intercultural Competence (BASIC)* insbesondere die Fähigkeit, sich in interkulturellen Kontexten wertneutral zu verhalten. Fantinis (2006) *Assessment of Intercultural Competence (AIC)* dagegen legt stärkeres Augenmerk auf Wissen

und Fertigkeiten, die in direktem Zusammenhang mit der Gastkultur stehen, z. B. Sprachkenntnisse oder Sensibilität für die jeweilige Gesprächskultur. Noch stärker im Zentrum steht das Wissen um die Merkmale der jeweiligen Gastkultur bei Schulz (2007). Die von ihr aufgeführten fünf Ziele interkultureller Kompetenzvermittlung im Fremdsprachenunterricht sind vor allem daran ausgerichtet, durch selbständigen Kulturvergleich die jeweiligen Besonderheiten der Zielkultur zu ermitteln und die eigene Sensibilität dafür zu schulen (Schulz 2007:17).

Ein zentrales Problem bei Testverfahren des ersten Typus besteht darin, dass die jeweils gemessenen Konstrukte, wie z. B. Flexibilität, Offenheit etc. in unterschiedlichen Kulturen unterschiedlich konnotiert und wertbehaftet sein können und damit verbundene Fragestellungen Übersetzungsprobleme schaffen (Kumata / Schramm 1956:229). Bei Testverfahren des zweiten Typus stellt sich das Problem, für die jeweilige Zielkultur operationalisierbare Faktoren zu identifizieren, die als repräsentativ gelten können und deren Kenntnis ein valides Kriterium für die Ermittlung interkultureller Kompetenz darstellt. Die bekanntesten Ansätze zur Behebung des letzteren Mangels sind wohl die Kulturdimensionen nach Hofstede (1980) und Hofstede et al. (2010): *Individualismus / Kollektivismus, Maskulin / Feminin, Unsicherheitsvermeidung, Machtdistanz, Langzeitorientierung*, Trompenaars (2004): *Universalismus / Partikularismus, Neutralität / Emotionalität, interne Kontrolle / externe Kontrolle, Individualismus / Kollektivismus, Leistung / Herkunft, Spezifisch / Diffus, Serialität / Parallelität*, Hall: *monochron / polychron* (Hall 1983), *Nähe / Distanz* (Hall 1966), *High context / low context* (Hall 1976), *hohe Informationsgeschwindigkeit / niedrige Informationsgeschwindigkeit* (Hall / Hall 1990).

Ebenfalls sehr bekannt ist das insbesondere als Grundlage für interkulturelle Schulungen eingesetzte Konzept der *Kulturstandards*, dessen Anspruch weniger darin liegt, einer betreffenden Kultur bestimmte Kenngrößen auf

universalen Parametern zuzuordnen, um sie quantitativ verortbar zu machen, sondern vielmehr darin, qualitative Prinzipien zu ermitteln, die den Angehörigen einer bestimmten Kultur als Richtschnur dienen (Thomas 2006). Da die Auseinandersetzung mit Thomas' Kulturstandardbegriff ohnehin im Zentrum der vorliegenden Arbeit stehen wird, soll an dieser Stelle nicht weiter auf ihn eingegangen werden.

Vorab muss allerdings auf die Tatsache hingewiesen werden, dass derartige Versuche, Kulturen national zu definieren und auf bestimmte Parameter zu reduzieren, auch starke Kritik auf sich gezogen haben. So benennt McSweeney (2002:99) fünf implizite Annahmen, die Hofstede's Modell zugrunde liegen und versucht, dessen Unhaltbarkeit durch Nachweis der Fragwürdigkeit dieser Prämissen zu belegen. Neben methodischen Einwänden gegen die Art der Fragebogenstudie steht vor allem das Problem der Zirkularität im Vordergrund: A priori werde die Existenz bestimmter Kulturdimensionen reduzierbarer substantieller national-kultureller Unterschiede unterstellt um die Ergebnisse der Fragebogenstudie anschließend mit diesen zu erklären. Vereinfacht gesagt, Hofstede finde nur das, was er finden will, während andere Erklärungsansätze ignoriert werden. Auch wenn Thomas einen induktiven Ansatz verfolgt, so ist dieser Kritikpunkt prinzipiell auch auf den Begriff des Kulturstandards übertragbar. Grundsätzlich ist daher zu klären, inwiefern sich individuelle Einschätzungen über eine Kultur verallgemeinern (Heringer 2004:194ff.) lassen und wie stark sie von der Selbstwahrnehmung der Urteilenden selber beeinflusst (ebd.:187ff.) sind.

Aus methodischer Sicht unbefriedigend ist in jedem Fall der Widerspruch zwischen der Gefahr, dass Kulturstandards aufgrund ihrer konzeptuellen *Weichheit*, vorschnell als Erklärungsmuster eingesetzt werden und dann kaum mehr von Stereotypen zu unterscheiden wären auf der einen Seite und ihrer praktischen Relevanz etwa im Bereich von interkulturellen Testverfahren und Schulungen

auf der anderen Seite. Die vorliegende Arbeit möchte einen Beitrag dazu leisten, diese Diskrepanz zwischen praktischem Anspruch und mangelnder theoretischer Basis zu verringern. Zu diesem Zweck wird gezeigt, dass Kulturstandards in ihrem Zusammenspiel die wichtigsten Merkmale von konzeptuellen Systemen erfüllen und daher in der Tat einen praxeologischen Horizont für Sprachgemeinschaften konstituieren können.

2. Zum Begriff *Kulturstandard*

In seiner Definition des Kulturbegriffs verweist Thomas bereits auf den systemischen Charakter von Kultur, ohne diesen jedoch explizit nachzuweisen:

„Kultur ist ein universelles Phänomen. Alle Menschen leben in einer spezifischen Kultur und entwickeln sie weiter. Kultur strukturiert ein für die Bevölkerung spezifisches Handlungsfeld, das von geschaffenen und genutzten Objekten bis hin zu Institutionen, Ideen und Werten reicht. Kultur manifestiert sich immer in einem für eine Nation, Gesellschaft, Organisation oder Gruppe typischen Orientierungssystem. Dieses Orientierungssystem wird aus spezifischen Symbolen (z.B. Sprache, Gestik, Mimik, Kleidung, Begrüßungsritualen) gebildet und in der jeweiligen Gesellschaft, Organisation oder Gruppe tradiert, das heißt an die nachfolgende Generation weitergegeben. Das Orientierungssystem definiert für alle Mitglieder ihre Zugehörigkeit zur Gesellschaft oder Gruppe und ermöglicht ihnen ihre ganz eigene Umweltbewältigung. Kultur beeinflusst das Wahrnehmen, Denken, Werten und Handeln aller Mitglieder der jeweiligen Gesellschaft. Das kulturspezifische Orientierungssystem schafft einerseits Handlungsmöglichkeiten und Handlungsanreize, andererseits aber auch Handlungsgrenzen fest“ (Thomas 2006:22).

Als konstituierend für Kultur in diesem Sinne sieht Thomas Kulturstandards, die sich durch fünf Merkmale definieren lassen:

- „Kulturstandards sind Arten des Wahrnehmens, Denkens, Wertens und Handelns, die von der Mehr-

zahl der Mitglieder einer bestimmten Kultur für sich und andere als normal, typisch und verbindlich angesehen werden.

- Eigenes und fremdes Verhalten wird aufgrund dieser Kulturstandards gesteuert, reguliert und beurteilt.
- Kulturstandards besitzen Regulationsfunktion in einem weiten Bereich der Situationsbewältigung und des Umgangs mit Personen.
- Die individuelle und gruppenspezifische Art und Weise des Umgangs mit Kulturstandards zur Verhaltensregulation kann innerhalb eines gewissen Toleranzbereiches variieren.
- Verhaltensweisen, die sich außerhalb der bereichsspezifischen Grenzen bewegen, werden von der sozialen Umwelt abgelehnt und sanktioniert“ (Thomas 2006:25).

Anders als Hofstede, Hall und Trompenaars zielt Thomas mit seinem Modell nicht auf eine Quantifizierung kultureller Unterschiede im Rahmen allgemeiner Kategorien, sondern auf eine jeweils kulturspezifische Abstraktion von Einzelbeobachtungen ab. Dementsprechend ist die eingesetzte Ermittlungsmethode im Wesentlichen auch induktiv ausgerichtet: In offenen Interviews schildern dabei Angehörige im Anschluss an einen Auslandsaufenthalt kritische Interaktionen mit der Gastkultur, die bei Ihnen Verwirrung, Ärger oder Konflikte ausgelöst haben. Ebenso berücksichtigt werden als angenehm, überraschend, harmonisch etc. empfundene Eindrücke.

Zusätzlich werden die Befragten gebeten, Erklärungen für das Verhalten der fremdkulturellen Person zu geben. Um sicherzustellen, dass diese Eindrücke nicht durch Rationalisierungen und Stereotypisierungen überlagert werden, finden die Interviews relativ zeitnah im Anschluss an den Auslandsaufenthalt statt. Die jeweiligen Schilderungen werden anschließend auch Personen vorgelegt, die längere Erfahrungen mit der Gastkultur besitzen sowie Angehörigen der Gastkultur selber.

Schließlich werden sämtliche Schilderungen und Erklärungen inhaltlich analysiert und die daraus gewonnenen Kulturstandards in einen größeren kulturhistorischen Zusammenhang gestellt und interpretiert (Thomas 1996:119ff.).

Auf diese Weise identifizierte Thomas folgende sieben deutsche Kulturstandards² (Thomas 2006:26), die als Basis für interkulturelle Trainings herangezogen werden können³:

- Sachorientierung (Sachverhalte sind wichtiger als Personen),
- Regelerorientierung (Wertschätzung von Regeln, Suche nach Regeln),
- Direktheit / Wahrhaftigkeit (schwacher Kontext, direkter Weg wird als der zielführende angesehen),
- Interpersonale Distanzdifferenzierung (Abstand und Zurückhaltung gegenüber den Angelegenheit anderer Menschen wird erwartet),
- Internalisierte Kontrolle,
- Zeitplanung (Zeit ist kostbar, muss eingeplant werden) und
- Trennung von Persönlichkeits- und Lebensbereichen.

Um die Plausibilität dieser Kulturstandards beurteilen zu können, scheinen vor allem drei Fragen entscheidend zu sein:

- I. Wie breit ist die empirische Basis der Untersuchung, insbesondere: Wie stark diversifiziert sind die Herkunftskulturen der Befragten?
- II. Bilden diese Kulturstandards eine funktionale Einheit?
- III. Lässt sich diese Einheit ggf. sinnvoll von anderen möglichen Einheiten abgrenzen?

Zu 1. ist zu sagen, dass die Antworten der Befragten immer eine Fremdwahrnehmung widerspiegeln, die auf Basis der Eigenkultur natürlich nur einen relativen Wert darstellt. Da Thomas' Untersuchungen eine vergleichsweise große

Anzahl heterogener Herkunftskulturen umfassen, ist davon auszugehen, dass es sich um eine kulturunabhängige Wahrnehmung handelt, die sich zudem auf unterschiedliche Lebensbereiche erstreckt⁴.

Die zweite und dritte Frage basieren auf folgenden Annahmen:

- Koexistente Orientierungsmuster sollten miteinander kompatibel sein, besser noch: einander begünstigen.
- Um dieses zu ermöglichen müssen (unbewusste) Vereinbarungen darüber bestehen, in welcher Weise diese Orientierungsmuster ineinandergreifen (Kohäsionsprinzip).
- Um die Stabilität dieser Orientierungsmuster zu gewährleisten müssen sie bis zu einem gewissen Grade in der Lage sein, kulturfremde Wirklichkeitsanteile zu absorbieren, bzw. zu integrieren ohne das Kohäsionsprinzip zu verletzen.

Angesichts dieser Überlegungen erscheint es naheliegend, auf die Einsichten Niklas Luhmanns zurückzugreifen, um zu überprüfen, inwieweit etwa zum Beispiel die sieben von Thomas identifizierten Kulturstandards in eine Systemstruktur eingebaut werden können, bzw. eine solche konstituieren. Dazu ist es notwendig, den Systembegriff hinreichend genau zu umreißen und anzupassen um die Systemizität anschließend im Einzelnen nachweisen zu können.

3. Was ist ein System?

3.1. Entwicklung des Systembegriffs

Den Systembegriff im modernen Sinne kann man auf Ludwig von Bertalanffy zurückführen. Im Zentrum steht bei ihm die Beobachtung, dass Systeme sich durch sog. *organisierte Komplexität*⁵ auszeichnen. Diese ist dadurch gekennzeichnet, dass zwischen den Einzelelementen nicht-lineare kausale Wechselbeziehungen bestehen (Kneer / Nassehi 2000:21, von Bertalanffy 1956:2). Da diese sowohl Mehrfach- als auch

Rückkoppelungen enthalten können, ist deren Beschreibung ausschließlich im Rahmen eines größeren Wirkungszusammenhanges möglich, der gleichzeitig die Grenze zur Umwelt bildet.

Struktur und Funktion sind die zentralen Begriffe in Parsons gesellschaftlicher Systemtheorie. Als *Struktur* werden diejenigen Systemelemente bezeichnet, „die von kurzfristigen Schwankungen im Verhältnis System-Umwelt unabhängig sind“ (Parsons 1976:168 zitiert nach Kneer / Nassehi 2000:30). Demgegenüber bezieht *Funktion* sich auf jene „sozialen Prozesse, die den Erhalt und die Stabilität der Systemstrukturen in einer sich ändernden Umwelt gewährleisten sollen“ (ebd.).

Eine häufig an Parsons Theorie geäußerte Kritik betrifft den als zu starr empfundenen Strukturbegriff, der zu wenig Raum für sozialen Wandel und Konflikte lasse (ebd.:36f.). Diesem Mangel begegnet Luhmann dadurch, dass er angesichts der differenzierten Wertestruktur innerhalb moderner sozialer Systeme die Funktion der sozialen Handlungen der Struktur voranstellt. Einerseits vermeidet er auf diese Weise, soziale Systeme anhand expliziter Werte- und Strukturmuster zu definieren (ebd.:38); andererseits beugt er durch seine Betonung der Sinnhaftigkeit systemkonstituierender Prozesse dem Vorwurf normativer Beliebigkeit vor. Anhand von Grundbegriffen soll nun im Folgenden der luhmannsche Systembegriff kurz skizziert werden⁶.

3.2. System-Umwelt

Zunächst ist festzuhalten, dass einem System die Umwelt als überkomplex (d. h. als zu komplex, um begrifflich geordnet werden zu können) entgegentritt und es deshalb gezwungen ist, diese Komplexität zu reduzieren. Luhmann knüpft an von Bertalanffy an, indem er Systeme als organisierte Komplexität charakterisiert. Sie stehen gewissermaßen unter dem Zwang, aus der chaotisch erscheinenden Umwelt Elemente zu selektieren, die an andere bereits selektierte Elemente angeschlossen werden können (Luhmann 1993:291). Auf diese Weise

findet eine Reduktion der Komplexität statt. Die spezifische Art und Weise, auf die diese Komplexitätsreduktion stattfindet, ist wiederum abhängig von der jeweiligen Operationsweise des Systems und ausschlaggebend für die Sinnstiftung.

Luhmann unterscheidet drei Arten von Systemen, die durch ihre eigentümlichen Operationsweisen definiert sind: Biologische Systeme operieren durch Leben, psychische Systeme z. B. durch Denken, Wahrnehmen, Deuten und soziale Systeme durch Kommunikation. Tatsächlich sind es also die Operationen, die ein System konstituieren⁷. Durch diese Operationen grenzt ein System sich von seiner Umwelt ab, indem innerhalb des Systems „Inseln geringerer Komplexität“ (Luhmann 2009:147) geschaffen werden. *Umwelt* bedeutet hierbei die Welt, insofern sie dem System zugänglich ist. Das heißt, dass Umwelt und System untrennbar miteinander verbunden sind und die Differenz zwischen System und Umwelt den eigentlichen Gegenstand der Systemtheorie bildet (Luhmann 1993:115f.).

- Für biologische Systeme ist Umwelt der Ausschnitt aus der Welt, der für den Organismus relevant ist (Systemaußenseite): Feinde, Nahrung, Licht / Schatten.
- Für psychische Systeme sind Umwelt z. B. die Reize der Außenwelt.
- Für soziale Systeme wie z. B. die Massenmedien sind alle Bereiche möglicher Berichterstattung Umwelt, z. B. Wirtschaft, Politik, Kunst, Sport.

3.3. Autopoiesis

Den Begriff der Autopoiesis („Selbstschöpfung“) übernimmt Luhmann von Maturana, der unter einer „autopoietischen Maschine“ eine Maschine versteht,

„[...] die als ein Netzwerk von Prozessen der Produktion (Transformation und Destruktion) von Bestandteilen organisiert (als Einheit definiert) ist, das die Be-

standteile erzeugt, welche 1. aufgrund ihrer Interaktionen und Transformationen kontinuierlich eben dieses Netzwerk an Prozessen (Relationen), das sie erzeugt, neu generieren und verwirklichen, und die 2. dieses Netzwerk (die Maschine) als eine konkrete Einheit in dem Raum, in dem diese Bestandteile existieren, konstituieren, indem sie den topologischen Bereich seiner Verwirklichung als Netzwerk bestimmen“ (Maturana 1982:184f. zitiert nach Barthelmess 2005:35).

Entsprechend sind Systeme dann autopoietisch, wenn sie ihre Bestandteile selbst produzieren und reproduzieren (Luhmann 1995:12):

- Für biologische Systeme bedeutet Autopoiesis die Fähigkeit, das Fortbestehen des eigenen Organismus zu sichern; sie ist also Kennzeichen des Lebens überhaupt.
- Psychische Systeme sind autopoietisch dadurch, dass sie Vorstellungen von Gedanken erzeugen, um dem Zerfall der Systemelemente entgegenzuwirken. Diese Vorstellungen erlauben „es einem Gedanken [...], einen Gedanken im Nachhinein als genau das, nämlich als Gedanken zu identifizieren“ (Baecker 1992:232).
- Soziale Systeme reproduzieren sich durch Kommunikation. Auf diese Weise statten sie ihre Bestandteile mit *Anschlussfähigkeit* aus: Politische Entscheidungen führen zu politischen Reaktionen und diese wiederum zu politischen Entscheidungen etc.

3.4. Operative Geschlossenheit

Auch wenn Systeme natürlich von Vorbedingungen abhängen, auf die sie keinen Einfluss haben, gilt doch, dass das, was ihren Systemcharakter ausmacht, jeweils von dem System selbst erzeugt wird. Das System legt fest, welche Selektionen überhaupt gemacht werden und welche Operationen und Anschlussoperationen überhaupt stattfinden können:

„Alle Operationen [...] haben mithin eine Doppelfunktion: Sie legen (1) den historischen Zustand des Systems fest, von dem

dieses System bei den nächsten Operationen auszugehen hat. Sie determinieren das System als jeweils so und nicht anders gegeben. Und sie bilden Strukturen als Selektionsschemata, die ein Wiedererkennen und Wiederholen ermöglichen“ (Luhmann 1997:94).

Hieraus folgt, dass die Umwelt nicht direkt auf das System einwirken und, dass das System die Umwelt nicht direkt wahrnehmen kann. Einflüsse der Umwelt werden vom System als Irritationen (*Rauschen*) registriert und nur unter bestimmten Umständen vom System als Informationen interpretiert und dergestalt für das System kommunizierbar gemacht, dass die spezifischen Systemoperationen zur Anwendung gelangen können. Insofern diese Operationen sich auf die Umwelt beziehen ist das System umweltoffen. Interaktion findet dann wie bei allen Systemen an dauerhaft etablierten Kontaktstellen, den sogenannten *strukturellen Kopplungen* statt.

- Die operative Geschlossenheit von biologischen Systemen zeigt sich z. B. daran, dass sie aus der Fülle von Umweltreizen insbesondere auf diejenigen reagieren, die für sie als Nahrung in Frage kommen und diese dann artspezifisch verwerten.
- Ein psychisches System ist insofern operativ geschlossen, als die Umwelt nur in Form von Wahrnehmungen und Gedanken erscheint, die seinem eigenen Vermögen entsprechen. Dabei ist ihm der Eigenanteil an der Konstruktion der Wirklichkeit jedoch im Allgemeinen nicht bewusst.
- Soziale Systeme kommunizieren auf die ihnen jeweils eigentümliche Weise und müssen daher Irritation zunächst in ihre eigenen Kommunikationsstrukturen eingliedern. So reduziert das Wirtschaftssystem die Komplexität der Umwelt beispielsweise, in dem es bestimmte Wirklichkeitsanteile im Hinblick auf ihre Bilanzierbarkeit selektiert und auf diese Weise in operierbare Information verwandelt.

Diese drei Systemarten verfügen also offensichtlich über eine gemeinsame Grundstruktur, jedoch über grundsätzliche inkompatible Operationsweisen. Da der Begriff *Kultur* aus gesellschaftlicher Perspektive diese Merkmale nicht besitzt, fehlt ihm offensichtlich der Systemcharakter. Insofern bleibt die Frage, inwieweit es überhaupt legitim ist, von *Kultur* als Orientierungssystem zu sprechen, wenn weder geklärt ist, wie diese Orientierungsfunktion erfüllt wird, noch wie sich dieses System von anderen abgrenzen lässt.

Um diesem Mangel abzuweichen wird ein weiterer Systemtyp vorgeschlagen, der nicht nur über die Systemmerkmale verfügt, sondern auch eine eigene distinkte Operationsweise aufweist: das konzeptuelle System, dessen Merkmale im Folgenden skizziert werden sollen.

4. Merkmale konzeptueller Systeme

Gehen wir nochmals zu von Bertalanffys Systembegriff zurück, in dessen Zentrum *organisierte Komplexität* und die *System / Umwelt-Grenze* stehen. Beide Merkmale sind nicht nur auf die von Luhmann identifizierten Systemtypen anwendbar, sondern auch auf wissenschaftliche Theorien, Erklärungsmodelle, Denktraditionen und Wertesysteme, insofern diese überindividuelle Reichweite besitzen. Zusätzlich besitzen sie jedoch auch die Charakteristika autopoietischer Systeme:

- Ihre Operationsweise ist Begriffsbildung. Diese erfolgt überindividuell und als Diskurs in sozialen Kontexten, sie sind also strukturell an psychische und soziale Systeme gekoppelt. Die Sinnstiftung als Antrieb der Begriffsbildung erfolgt jedoch weder aufgrund der psychischen Konstellation einzelner Individuen, deren psychische System sind vielmehr aufgrund ihrer strukturellen Kopplung von konzeptuellen Systemen vorgeprägt, noch Kommunikation im Luhmannschen Sinne⁸.
- Autopoietisch sind konzeptuelle Systeme, insofern sich ihre einzelnen

Bestandteile kulturhistorisch in einem selbstreferentiellen Prozess herausgebildet haben und unauflöslich miteinander verflochten sind. Auch wenn einzelne psychische Systeme (Philosophen, Sektenführer, Mathematiker etc.) konstituierende Beiträge zur Herausbildung konzeptueller Systeme geleistet haben, so stehen diese unweigerlich in einer kulturhistorischen Entwicklungsgeschichte. Die wesentliche Schöpfung der konzeptuellen Systeme ist diesen ebenso viel oder -wenig anrechenbar wie den Eltern das phänotypische Erscheinungsbild ihres Kindes. Genauso wie psychische Systeme auf biologische Systeme als Träger angewiesen sind, so sind konzeptuelle Systeme auf psychische Systeme angewiesen. Sind diese gegeben, dann findet ihre Selbsterhaltung im Normalfall unabhängig von der Existenz eines konkreten externen Erhaltungsmechanismus statt⁹.

Die Grenze konzeptueller Systeme zu ihrer Umwelt tritt zum Beispiel im fachsprachlichen Diskurs klar hervor: Eine Wirkung zwischen verschiedenen konzeptuellen Systemen kann nur an strukturellen Kopplungen entstehen und führt im affizierten System unter geeigneten Bedingungen zu Begriffsbildung. Beispielsweise kann die interne Begriffsbildung eines Wahnsystems im juristischen Diskurs dort wiederum nur dann eine Begriffsbildung auslösen, wenn es sich an das Normensystem koppeln (mit einem Straftatbestand in Verbindung bringen) lässt¹⁰. An solchen Grenzen scheint Umwelt in Form von Paradoxien, Dilemmata, Aporien, Vermittelbar- oder Erklärbarkeitsproblemen auf¹¹. Das System reagiert dann durch Anpassung des bestehenden Begriffssystems, z. B. durch die Aufstellung neuer oder modifizierter vorhandener Erklärungsmuster, der Einführung oder Abschaffung neuer bzw. bestehender Normen oder der Ausweitung des Begriffsapparates etc.

Das Obengenannte soll knapp an zwei Beispielen erörtert werden:

Bis zum 17. Jahrhundert standen Musiker und Komponisten vor dem Prob-

lem, dass die pythagoräische Stimmung (einer Stimmung basierend auf reinen Quinten) von insbesondere Tasteninstrumenten dazu führte, dass der nach Durchschreiten des Quintenzirkels eigentlich zu erwartende Grundton um das sogenannte *Pythagoräische Komma* von der reinen Oktavierung abweicht. Die Reaktion auf die unvermeidlichen Schwierigkeiten bei der Stimmung von Instrumenten waren unterschiedliche Versuche, die reine Quintenstimmung unter Verzicht auf enharmonische Verwechslungen und die Spielbarkeit aller Tonarten zu wahren. Die entscheidende Lösung des Problems erfolgte aber erst durch das Aufkommen der wohltemperierten Stimmungen, bei denen das Pythagoräische Komma derart auf die einzelnen Intervalle *verteilt* wird, dass enharmonische Verwechslungen und damit beliebige Tonartwechsel ermöglicht werden, während gleichzeitig die jeweilige Abweichung vom reinen Intervall auf ein für das Ohr erträgliches Maß reduziert wird. Innerhalb des kontrapunktischen Kompositionssystems eröffnete die Bildung des Begriffs der Wohltemperiertheit die Lösung der obengenannten Probleme und ermöglichte gleichzeitig kompositionssystemische Anschlussoperationen in Form der Entwicklung neuer Kompositionstechniken auf Basis der prinzipiellen Gleichberechtigung aller Töne. In diesem Falle sind zwei konzeptuelle Systeme miteinander gekoppelt, die füreinander Umwelt sind: Das System der tonalen Stimmungen und das kompositorische Regelsystem. An der Stelle ihrer strukturellen Kopplung, nämlich im Arbeitsprozess des Komponisten, entstehen jene Irritationen die innerhalb des kompositorischen Regelsystems eine Dynamik auslösen, die die Operationsweise dieses Systems widerspiegelt: Ausnutzung der technischen Möglichkeiten zur Variation unter Beachtung euphonischer Grundprinzipien¹².

Der Unterschied zu sozialen Systemen ist offenkundig, da Konzeptsysteme sich nicht durch Kommunikation weiterentwickeln und neu strukturieren, sondern durch Wechselwirkung zwischen den Begriffen innerhalb des systemischen Wirkungshorizontes. Das kann durch

Einführung neuer kompatibler Konzepte an den strukturellen Kopplungen geschehen oder durch Begriffsgenese aus bestehenden Konzepten, wie zum Beispiel Abstraktion oder Identifikation von Relationen als Konzepte. So konnte beispielsweise die funktionale Harmonielehre, die Akkorde nicht mehr als Zusammenklang konkreter Einzeltöne, sondern als emergentes Strukturelement innerhalb einer abstrakt gedachten Tonalität ansah, erst entwickelt werden, nachdem die Gleichberechtigung aller Dur- bzw. Molltonarten durch die strukturelle Kopplung mit dem System der tonalen Stimmungen Eingang in die kompositorische Praxis gefunden hatte.

Ein weiteres Beispiel für die Operationsweise konzeptueller Systeme liefert die Entwicklung der Schöpfungsgeschichte vom Gilgamesch-Epos bis zum Alten Testament. Gottsch (2001) zeigt sehr anschaulich, wie sich die Einzelkomponenten des Mythos den Erfordernissen einer monotheistischen Religion angepasst haben, ohne das konzeptuelle System (Kreationistisches Universum) selbst zu destabilisieren. Heterogene Wirklichkeitsanteile können nicht direkt auf das System einwirken, sondern würden in systemimmanente Information transformiert, in diesem Fall z. B. durch Modifikation bestehender Begriffe (Deismus) oder Ausweitung des Begriffsapparates (*Was war vor dem Urknall?*) etc.

Auf diese Weise wird eine operative Geschlossenheit erzielt, die zu einem hohen Grad gegen kontrafaktische Evidenz immun sein kann¹³. In dem von Gottsch analysierten Beispiel der Opferung Isaaks durch Abrahams zeigt sich die Wirkungsweise von Begriffsbildung sehr anschaulich: Angesichts der hohen sozialen Kosten von Kindesopfern transformiert sich der Kinderopferfordernde Gott zu einem Kinderopferfordernden *könnenden* Gott. So bleibt der Glaubenskodex (bestehend aus Macht-hierarchie, Weltentstehungsmythos, Normen etc.) im Ganzen unangetastet; Sachverhalte, Phänomene und Probleme, die dagegen keinen inhaltlichen Anschluss an das System bilden und damit keine Begriffsbildung hervorru-

fen (wie z. B. der Einfluss des sumerisch-babylonischen Sexagesimalsystems auf das semitische Dezimalsystem) gehören dagegen zur Umwelt. Der Unterschied zur Funktionsweise von sozialen Systemen ist offensichtlich: So heißt es bei Luhmann über das Rechtssystem¹⁴:

„Will ein Jurist erkennen, ob eine Kommunikation zum Rechtssystem gehört oder nicht, muß er daher immer auch prüfen, ob es überhaupt um die Zuordnung von Recht und Unrecht, also um die Domäne des Rechtscodes geht“

und kurz darauf:

„Was mit diesem Kontrollschema Recht / Unrecht nicht erfaßt wird, gehört nicht zum Rechtssystem, sondern zu seiner inner- und außergesellschaftlichen Umwelt“ (Luhmann 1993:60f.).

Für Konzeptsysteme gilt also, dass sich die Frage ob eine Begrifflichkeit z. B. zu einem Glaubenssystem gehört oder nicht, daran entscheidet, ob sie zu Begriffen führt, die implementationskompatibel sind, d. h. ob die Folgebegriffe, den gleichen Funktionshorizont wie die bereits bestehenden Begriffe besitzen.

Nachdem nun also die Realität konzeptueller Systeme als Sonderfall autopoietischer Systeme belegt worden ist, soll im nächsten Schritt gezeigt werden, dass es sich bei Kulturstandards wiederum um einen Sonderfall von konzeptuellen Systemen handelt und auch hier Begriffsbildung als Operationsweise wirksam ist.

5. Der systemische Charakter von Kulturstandards

Wie an obigen Beispielen illustriert, kommt es also bei der Identifizierung von konzeptuellen Systemen vor allem auf dreierlei an:

Erstens muss seine Herausbildung motiviert sein, d. h. seine Funktionalität (z. B. Sinnstiftung, Aufrechterhaltung einer sozialen Ordnung oder Struktur, Verleihung einer Gruppenidentität, Lösung eines bestimmten gedanklichen Problems o. ä.) muss bestimmt werden. Das geschieht insbesondere an seinen strukturellen Kopplungen mit psychi-

schen oder sozialen Systemen. Zweitens müssen die begrifflichen Kerninhalte in ihrer Verflechtung (Wie greifen z. B. Rechtsnormen ineinander? In welcher Hierarchie stehen die Begriffe?) identifiziert werden. Nur so kann überhaupt eine qualitative Aussage über das System getroffen werden, nur so dessen Operationsweise beschrieben werden. Drittens muss das Bestehen der Adäquatheit von Inhalt und Funktion sichergestellt werden.

Die erste Bedingung ist im vorliegenden Fall relativ unproblematisch, da die Zugehörigkeit zu einer Kultur den Zugriff auf materielle und soziale Ressourcen gewährleistet, die für das Überleben essentiell sind. Darüber hinaus bietet jede Kultur seinen Angehörigen jedoch auch ein Orientierungssystem, dessen Zweck über die bloße Existenzsicherung hinausreicht. Kultur kann auch verstanden werden als Destillat jahrhundertelanger menschlicher Erfahrung im Umgang mit der Lebenswelt; durch Bereitstellung konventionalisierter Lösungsformen erspart sie dem Enkulturierten zeitintensive persönliche Lernprozesse und erweckt natürlich gleichzeitig entsprechende Erwartungshalten an die Lebensumwelt und stiftet so eine mehr oder weniger stark ausgeprägte soziale Identität.

Für die Erfüllung der zweiten und dritten Bedingung wird es sich als hilfreich erweisen, in drei Schritten vorzugehen: Zunächst muss eine Formel gefunden werden, die die verschiedenen Kulturstandards auf einen gemeinsamen begrifflichen Nenner bringt. Im nächsten Schritt ist die Herausbildung der einzelnen Kulturstandards historisch zu motivieren und damit ihre spezifische Funktionalität aufzuzeigen. Im dritten Schritt muss schließlich demonstriert werden, wie diese Kulturstandards als konzeptuelles System operieren um damit gleichzeitig deren konzeptuelle Kompatibilität zu belegen.

Was den ersten Schritt angeht, so wird zu zeigen versucht, dass sich der systemische Rahmen der Kulturstandards relativ problemlos aus Kants Moralphilosophie, wie sie in der *Kritik der praktischen Vernunft* dargelegt ist, ableiten lässt. Um

dies zu illustrieren wird diese zunächst in Grundbegriffen skizziert, um im Anschluss daran einzelne Kulturstandards historisch und konzeptuell aus diesen herzuleiten. In diesem Zusammenhang stützt sich die Arbeit besonders auf die Fallbeispiele und *Vorschläge zu einer Historiogenese der Kulturstandards* aus Schroll-Machl (2007) um die Formel für die Operationsweise zu belegen und anhand von *Critical Incidents* die Systemizität der Kulturstandards zu belegen.

5.1. Vernunft und Moral

Zunächst einmal ist darauf hinzuweisen, dass nach Kant moralisches Verhalten von Individuen und deren jeweils besonderen Erfahrungen und Einzelsituationen abstrahiert werden müsse:

„Die Kritik der praktischen Vernunft überhaupt hat also die Obliegenheit, die empirisch bedingte Vernunft von der Anmaßung abzuhalten, ausschließungsweise den Bestimmungsgrund des Willens allein abgeben zu wollen. Der Gebrauch der reinen Vernunft, wenn, daß es ein solche gebe, ausgemacht ist, ist allein immanent; der empirisch-bedingte, der sich die Alleinherrschaft anmaßt, ist dagegen transcendent, und äußert sich in Zumutungen und Geboten, die ganz über ihr Gebiet hinausgehen, welches gerade das umgekehrte Verhältnis von dem ist, was von der reinen Vernunft im speculativen Gebrauche gesagt werden konnte“ (Kant AA V:16).

Moralisches Verhalten ist also immer kollektiv zu denken und hat sich nach Prinzipien zu richten, die auf der reinen Vernunft basieren, während durch Erfahrung gewonnene oder auf die menschliche Natur gestützte Vorschriften nie universelle Gültigkeit erlangen und daher allenfalls als *praktische Regeln* gelten können:

„Jedermann muß eingestehen, daß ein Gesetz, wenn es moralisch, d.i. als Grund einer Verbindlichkeit, gelten soll, absolute Notwendigkeit bei sich führen müsse; daß das Gebot: du sollst nicht lügen, nicht etwa bloß für Menschen gelte, andere vernünftige Wesen sich aber daran nicht zu kehren hätten; und so alle übrige eigentliche Sittengesetze; daß mithin der Grund der Verbindlichkeit hier nicht in der Natur des Menschen, oder den Um-

ständen in der Welt, darin er gesetzt ist, gesucht werden müsse, sondern a priori lediglich in Begriffen der reinen Vernunft, und daß jede andere Vorschrift, die sich auf Prinzipien der bloßen Erfahrung gründet, und sogar eine in gewissem Betracht allgemeine Vorschrift, sofern sie sich dem mindesten Teile, vielleicht nur einem Bewegungsgrunde nach, auf empirische Gründe stützt, zwar eine praktische Regel, niemals aber ein moralisches Gesetz heißen kann; [...] Denn bei dem, was moralisch gut sein soll, ist es nicht genug, daß es dem sittlichen Gesetze gemäß sei, sondern es muß auch um desselben willen geschehen; widrigenfalls ist jene Gemäßheit nur sehr zufällig und mißlich, weil der unsittliche Grund zwar dann und wann gesetzmäßige, meermalen aber gesetzwidrige Handlungen hervorbringen wird“ (Kant AA V:389f.).

Um eine bestimmte Verhaltensweise als moralisch gut und richtig bezeichnen zu dürfen reicht es also nicht aus, einen im Interesse der Gesellschaft oder des Mitmenschen wünschenswerten Effekt bewusst hervorzubringen. Besonderen Wert legt Kant vielmehr darauf, dass es nicht der Zweck selbst ist, der über die Moralität einer Handlung entscheidet, vielmehr komme es darauf an, dass das Wollen der guten Handlung aus vernünftiger Einsicht in das moralische Gesetz folge; gutes Handeln aus Neigung, Mitgefühl etc. stelle also einen Widerspruch in sich dar, einzig maßgebend sei der gute Wille:

„Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt, oder ausrichtet, nicht durch seine Tauglichkeit zu Erreichung irgend eines vorgesetzten Zweckes, sondern allein durch das Wollen, d.i. an sich, gut, und, für sich selbst betrachtet, ohne Vergleich weit höher zu schätzen, als alles, was durch ihn zu Gunsten irgendeiner Neigung, ja, wenn man will, der Summe aller Neigungen, nur immer zu Stande gebracht werden könnte“ (Kant AA V:394).

Ausschlaggebend für die moralische Qualität des Willens wiederum ist, die Frage ob dieser durch die Pflicht bestimmt ist:

„Wohlthätig sein, wo man kann ist Pflicht, und überdem giebt es manche so theilnehmend gestimmte Seelen, daß sie auch ohne einen anderen Bewegungs-

grund der Eitelkeit oder des Eigennutzes ein inneres Vergnügen daran finden, Freude um sich zu verbreiten, und die sich an der der Zufriedenheit anderer, sofern sie ihr Werk ist, ergötzen können. Aber ich behaupte, daß in solchem Falle dergleichen Handlungen, so pflichtmäßig, so liebenswürdig sie auch ist, dennoch keinen wahren sittlichen Werth haben, sondern mit andern, Neigungen zu gleichen Paaren gehe, z.E. der Neigung nach Ehre, die, wenn sie glücklicherweise auf das trifft, was in der That gemeinnützig und pflichtmäßig, mithin ehrenwert ist, Ob und Aufmunterung, aber nicht Hochschätzung verdient; denn der Maxime fehlt der sittliche Gehalt, nämlich solche Handlungen nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht zu thun“ (Kant AA V:398).

Diese Pflicht bezieht sich auf vernunftgemäße Einsicht in das *praktische Gesetz*, an dem sich die Maxime des eigenen Handelns zu orientieren habe:

„Maxime ist das subjective Princip des Wollens; das objektive Princip (d.i. dasjenige, was allen vernünftigen Wesen auch subjectiv zum praktischen Princip dienen würde, wenn Vernunft volle Gewalt über das Begehrungsvermögen hätte) ist das praktische Gesetz“ (Kant AA V:400).

Hervorzuheben ist außerdem die Differenzierung, die Kant zwischen dem hypothetischen Imperativ und dem kategorischen Imperativ macht. Während ersterer auf ein bestimmtes Eigeninteresse gerichtet, also zweckgebunden ist, bezieht sich letzterer auf ein universales Sittengesetz:

„Der kategorische Imperativ ist also nur ein einziger und zwar dieser: handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde“ (Kant AA IV:421).

Bedeutsam am kategorischen Imperativ aus interkultureller Perspektive sind also insbesondere vier Implikationen, nämlich:

- I. dass das eigene Handeln einer Maxime zu folgen habe, d. h., dass die Richtlinien des eigenen Handelns im Wesentlichen situationsunabhängig sein sollen,

- II. dass diese Maxime Anspruch auf Allgemeingültigkeit haben sollte, d. h. personenunabhängig sein soll,
- III. dass diese Maxime Ergebnis eines vernunftgeleiteten Erkenntnisprozesses sein soll und kann,
- IV. dass Verstöße gegen den kategorischen Imperativ ihre Ursache in mangelnder Einsicht in das vernunftgemäße Sittengesetz haben.

5.2. Deutsche Kulturstandards

5.2.1. Kulturstandards sind nur im systemischen Zusammenhang motiviert

In Kapitel 2 wurden bereits die deutschen Kulturstandards nach Thomas vorgestellt. In diesem Abschnitt soll nun an einigen ausgewählten Kulturstandards illustriert werden, in welcher Beziehung diese zur Kantischen Moralphilosophie stehen und inwiefern sie Ausdruck eines zugrundeliegenden konzeptuellen Systems sind, das sinnstiftend wirksam ist. Dass dieses System autopoietische Züge aufweist, lässt sich daran erkennen, dass die Entwicklung seiner einzelnen Komponenten (einzelnen Kulturstandards) nie ohne die übrigen Komponenten beschrieben werden kann.

Zunächst ist jedoch darauf hinzuweisen, dass Kant trotz seiner Originalität zweifelsohne als in einer christlich-protestantischen Denktradition stehend betrachtet werden kann, deren Grundauffassungen er im Wesentlichen teilt und weiterentwickelt (Raffelt 2005:143f.):

- a) Autonomie der Vernunft,
- b) Skeptizismus bezüglich der rationalen Erkennbarkeit der Wirklichkeit,
- c) Glaube an die praktische Vernunft,
- d) Vorrang des sittlichen Handelns vor dem Erkennen.

Genauso wie andere konzeptuelle und nicht-konzeptuelle Systeme, so hat sich

daher auch der kategorische Imperativismus im Zuge der Herausbildung einer selbstreferentiellen Umwelt-System Unterscheidung herausgebildet und kann daher in seiner Genese als autopoietisch angesehen werden. Doch auch bei Betrachtung der Beziehungen der einzelnen Kulturstandards zueinander zeigen sich operative Geschlossenheit, Begriffsbildung als Operationsweise und Umwelt / System als Leitdifferenz des *kategorischen Imperativismus*.

a) Sachorientierung:

Die Begründung dafür, weshalb bei Deutschen „die höchste Priorität auf der jeweiligen Sache“ (Schroll-Machl 2007:51ff.) und nicht auf den persönlichen Beziehungen liegt, kann auf zwei Ebenen gesucht werden:

- Der jüdisch-christlich Monotheismus und insbesondere der Protestantismus haben zu einer Intellektualisierung der Religion geführt, die sich auf andere Lebensbereiche ausgeweitet hat.

Das ist insofern plausibel als der Monotheismus den Bereich des Numinosen zweifellos aus den Dingen des Alltags weitgehend zurückdrängte und damit gleichzeitig die Gegenstände in ihrer objektiven materiellen Verfügbarkeit in den Vordergrund rückte. Der Protestantismus hat ein zusätzliches rationalisierendes Element in Lebenswirklichkeit hineingebracht, indem er den Schwerpunkt religiöser Praxis von der Ausführung kultischer Handlungen hin zur intellektuellen Hilfestellung bei konkreten Problemen oder der Suche nach Gott verschob. Während im Katholizismus das Verhältnis zu Gott aufgrund der großen Bedeutung der Gottesmutter und der Heiligen als Vermittler stärker den Charakter einer persönlichen Beziehung besitzt, steht im Protestantismus das abstrakte intellektuelle Verstehen im Vordergrund. Diese Haltung konnte deswegen aus der religiösen Sphäre in den Alltag einfließen, weil das Konzept des *Berufes* im Sinne einer von Gott gestellten Aufgabe seit der Lutherschen Bibelübersetzung die religiöse Sphäre auf spezifische Weise mit der religiösen

verknüpft (Weber 1934:65); insofern nämlich als „die Schätzung der Pflichterfüllung innerhalb der weltlichen Berufe als des höchsten Inhaltes, den die sittliche Selbstbetätigung überhaupt annehmen könne“ (ebd.) dem Alltagshandeln spirituelle Signifikanz verleiht, erscheint es plausibel, davon auszugehen, dass dieselbe Abstraktion von persönlichen Idiosynkrasien, wie sie für das Verhältnis zu Gott typisch ist, auch im Arbeitsleben Wirkung entfaltet. Ein weiterer Punkt, den Schroll-Machl in diesem Zusammenhang erwähnt, betrifft den nachhaltigen Einfluss der Aufklärung in Deutschland mit seiner Betonung der „intellektuellen Behandlung aller Lebensprobleme“ (Schroll-Machl 2007:65). Leider belässt es Schroll-Machl an dieser Stelle bei diesem allgemeinen Hinweis, obwohl es auf der Hand liegt, dass die Forderung nach Personen- und Situationsunabhängigkeit des Kategorischen Imperativs überhaupt erst die Übertragung vernunftgeleiteter Maximen aus der religiösen auf die profane Sphäre ermöglicht, ganz zu schweigen davon, dass es gerade diese Forderung nach Objektivierung ist, die die Sachorientierung gegenüber der Beziehungsorientierung bevorzugt.

- Die deutsche Kleinstaaterei mit dem festen und engen Sozialgefüge, sowie der Ausbau der Bürokratie nach preußischem Vorbild hat sachorientierte Handlungsweisen begünstigt.

Hierzu ist zum einen zu sagen, dass Kleinräumigkeit und ein stabiles Sozialgefüge ebenso gut als Faktoren gesehen werden können, die die Rolle persönlicher Beziehungen aufwerten sollten, da sich die Interaktionen zwischen Individuen eben nicht auf gemeinsame sachbezogene Unternehmungen beschränken, sondern sehr schnell in den privaten und familiären Bereich hineinreichen. Was den Stellenwert der Bürokratie betrifft, so ist dieser als *prima causa* allein schon deswegen denkbar ungeeignet, weil die in das preußische Staatsmodell eingeflossene Hegelsche Auffassung des Staates als Verkörperung einer als praktische Vernunft verstandenen Sittlichkeit selber die unverkennbaren Züge der Kantschen

Moralphilosophie trägt. Bürokratie ist daher nichts anderes als der Prozess der *Versachlichung* des Menschen, ein konsequenter Schritt angesichts eines Sittengesetzes, das auch bei Kant schon von jeher entpersönlicht war. Dass sachorientierte Handlungsparadigmen gerade in Krisenzeiten, wo die Bewältigung praktischer Probleme im Vordergrund steht, ihre Stärken entfalten, liegt auf der Hand. Dass diese in der Nachkriegszeit dabei halfen, sich der Konfrontation mit persönlichen Konflikten zu entziehen, dürfte daher höchstens als willkommener Nebeneffekt gelten, die Kriegs- und Nachkriegserfahrungen sind daher eher als Bestätigung denn als Motivation dieser Kulturstandards zu bewerten. Unter den Vorzeichen einer stärker beziehungsorientierten Kultur hätten praktische wirtschaftliche Aufbauleistungen ohne intensive persönliche Kontaktpflege sicherlich erheblich geringere Erfolgsaussichten gehabt. Dass Handlungsweisen sich selbst affirmieren, da sie, eingebettet in ihrem systemischen Zusammenhang, nicht nur als alternativlos sondern als Teil eines interdependenten Ganzen als zielführend empfunden werden, ist jedoch allgemeines Kennzeichen von Systemen, das direkt aus deren sinnkonstituierender Grundeigenschaft folgt (Luhmann 1993:92ff.). Einen Kulturstandard isoliert zu betrachten, kann daher zu kurz greifen.

- b) Wertschätzung von Strukturen und Regeln (Schroll-Machl 2007:69ff.) / Regelorientierte internalisierte Kontrolle (ebd.:93ff.).

Ähnliche Argumentationslinien wie beim Kulturstandard *Sachorientierung* verfolgt Schroll-Machl (ebd.:87f.) auch bei der Begründung des gewissenhaften Umgangs mit Regeln und Vorschriften: Während das römische Recht im Zusammenspiel mit christlichen Normen seit dem Mittelalter einen Rahmen für die Herausbildung fester Normensysteme setzte, sei es gerade die aus den Stammesgesellschaften ererbte Kleinräumigkeit gewesen, die dessen Funktionalität gewährleistete, indem sie den Zusammenhalt des einzelnen Verbandes gewährleistete. Weiter argumen-

tiert Schroll-Machl, dass der Mangel an „weitläufigen intellektuell-moralischen Erfahrungen“ (ebd.:87) zu einer Herausbildung von Tiefe statt zu Breite führte, das heißt: zu einer Auffassung von Präzision, die auf Regeln basiert und durch Regeln tradiert wurde. Spätestens hier wird jedoch deutlich, dass diese Art der Regelorientierung ihre Wirksamkeit nur entfalten kann, wenn gleichzeitig gewährleistet ist, dass die Befolgung von Regeln nicht durch Rücksicht auf persönliche Beziehungen konterkariert wird. Ein kleinräumiges soziales Umfeld könnte nämlich genauso gut auf explizite Regeln verzichten, wenn an dessen Stelle kindliche Pietät, persönliche Autoritäten, ein intaktes Beziehungsnetz oder andere weniger sachorientierte Handlungsparadigmen treten. Dass diese Möglichkeit bei Schroll-Machl nicht diskutiert wird, deutet also daraufhin, dass dort der Umgang mit Regeln von vornherein unter einer sachorientierten Perspektive verstanden wird. Beide Kulturstandards greifen also derart symbiotisch ineinander, dass sie konzeptuell kaum voneinander zu trennen sind. Dies ist ein klares Indiz für das Bestehen eines systemischen Zusammenhangs zwischen ihnen.

Schroll-Machls Verweis auf die ordnungsstiftende und damit als positiv erfahrene Funktion der napoleonischen Reformen (ebd.:88) ist als sehr hilfreich, wenn auch unvollständig anzusehen. Zwar ist ihr zuzustimmen, dass die durch die napoleonische Verwaltung eingeführten starken Reglementierungen des Alltagslebens und die Gehorsamskultur nach preußischen Vorbild (ebd.:114f.) insbesondere vor dem Hintergrund der historischen Erschütterungen und Unsicherheiten, denen Deutschland über Jahrhunderte ausgesetzt waren, als Garant von Stabilität und Sicherheit wahrgenommen worden sein könnten. Jedoch ist auch hier darauf hinzuweisen, dass die Implementierung einer zentralen, mit weitreichenden Befugnissen ausgestatteten Verwaltungsstruktur ohne die Wegbereitung durch eine kompatible Moral- und Staatsphilosophie sicherlich nicht derartig erfolgreich verlaufen wäre. Dass diese Staatsphilosophie auf den Prämissen

von situations- und personenabhängiger Unterordnung unter ein allgemeines Prinzip basiert und auch dementsprechend realisiert wurde, erscheint daher vor allem aus sachorientierter Perspektive notwendig. Daher demonstriert Schroll-Machls Argumentation selbst hier unbeabsichtigt den systemischen Charakter der einzelnen Standards.

Auf ähnliche Weise zeigt sich dort auch der intrinsische Zusammenhang zwischen internalisierter Kontrolle und Sachorientierung.

Hier kommt laut Schroll-Machl dem Protestantismus mit seiner Betonung der individuellen und persönlichen Verantwortung für das Verhältnis zu Gott unter Ausschaltung der Kirche als Mittlerin sicher eine wesentliche konstituierende Rolle bei der individuellen Verankerung allgemeiner Werte und Prinzipien zu (ebd.:115ff.). Das Gewissen als letzte moralische Instanz kann dabei durchaus als die Verinnerlichung eines Normensystems angesehen werden, das im Falle des Protestantismus neben den Zehn Geboten auch weltliche Normen umfassen kann, da Alltag und Beruf im Protestantismus selber eine gewisse religiöse Signifikanz zukommt. Diese Normen beinhalten explizit auch Gehorsam gegenüber weltlichen Machtstrukturen, die als Instrument Gottes das Weltgeschehen lenken. Hierdurch konnte sich der Staat als Kontrollstruktur nicht nur auf philosophische sondern indirekt auch auf theologische Legitimation stützen. Dass ethische Prinzipien bis zu einem gewissen Grad internalisiert werden müssen, ist jedoch eine *conditio sine qua non* für deren Funktionalität: Müsste man vor jeder zwischenmenschlichen Handlung erst schriftliches Regelwerk konsultieren, wäre soziale Interaktion kaum mehr möglich. Da es sich beim Gewissen zudem um ein menschliches Universal handeln dürfte, scheint der Begriff *Internalisierte Kontrolle* als kulturdifferenzierendes Merkmal zunächst wenig geeignet und der Versuch einer speziellen Historiogenese kaum erfolgversprechend. Das ändert sich jedoch, wenn man die Wirkungsweise kultureller Normensysteme aus einer weniger

sach- und stärker personenorientieren Perspektive in Augenschein nimmt. Dann zeigt sich nämlich, dass es sich bei der Frage nach Internalisierung von Kontrolle tatsächlich um das Problem der Rigidität von Regeln handelt: Eigenverantwortlichkeit bei der Erfüllung von Leistungserwartungen, mentale Übernahme von festgelegten Intentionen, Aufgabe oder Regeln und weitere Kennzeichen internalisierter Kontrolle (ebd.:105) deuten ja darauf hin, dass Regeln und Strukturen eben gerade nicht als verhandelbare Mittel bei der Erfüllung bestimmter sozialer Funktionen, sondern als objektive *Dinge* konzeptualisiert werden, deren Gültigkeit und Wirkung unabhängig von persönlichen Beziehungen Bestand haben sollten. Daher handelt es sich bei der *deutschen Spielart von Internalisierter Kontrolle* tatsächlich um die auf den Umgang mit Normen angewandte Sachorientierung. Damit wäre auch hier der Verweis auf die durch die Aufklärung bewirkte Intellektualisierung aller Lebensprobleme einschlägig. Die direkte Korrespondenz zu Kants Kategorischem Imperativ springt förmlich ins Auge: Die Forderung nach Verschmelzung allgemeiner mit individuellen Handlungsmaximen auf Vernunftbasis – das heißt unter Zurückdrängung affektiver Impulse.

c) Schwacher Kontext (Schroll-Machl 2007:172f.) als Kommunikationsstil.

Auch hier verweist Schroll-Machl wieder auf die beiden Entwicklungsstränge Philosophie / Religion und Gesellschaft. Im abendländischen Denken hat ein platonistisches Weltverständnis durch christlich-jüdische Vermittlung das Übersinnliche aus dem Alltag zurückgedrängt und zu einer Auffassung von Wahrheit als einer objektiv vorhandenen und unwandelbaren Größe geführt. Erst durch diese Verbindung von Erkenntnis und Bekenntnis konnte der objektivierte Wahrheitsbegriff eine ethische Dimension erhalten. Verstärkt wurde diese Entwicklung durch die Ausschaltung des „katholischen System[s] der Vermittlungen und Kompromisse zwischen Natur und Gnade, Mensch und Gott, Glaube und Welt, das System der Analogien und Synthesen des ‚Und‘

und des ‚Sowohl-Als-auch‘“ (Nipperdey 1991:42 zitiert nach Schroll-Machl 2007:198) und der protestantischen „Kultur des Wortes“ (ebd.). Hieraus habe sich ein expliziter Kommunikationsstil ergeben, dessen Motor die Überzeugung einer kontextunabhängigen Wahrheit sei. Auch hier lässt sich sagen, dass die Verquickung von Moralität und Einsicht, bzw. Vernunft eines der impliziten Kernelemente (3) des Kategorischen Imperativs darstellt und nur dann funktioniert, wenn der Vernunft gleichzeitig eine objektive, versachlichte Existenz zugeschrieben und deren Gebote fixiert, also internalisiert werden.

Das zweite Argumente, der Verweis auf die Kleinstaaterei erscheint widersprüchlich, da auf der einen Seite die deutsche Kleinräumigkeit und die stabilen persönlichen Beziehungen als Grund für den Verzicht auf einen „Kommunikationsstil der Doppelbödigkeit“ (ebd.:197) genannt werden, auf der anderen Seite jedoch der Zwang zur Kommunikation zwischen verschiedenen Stämmen gleichermaßen als Begründung für eine Kultur der Explizitheit gelten soll. Wie kann es sein, dass explizite Kommunikation als Notwendigkeit sowohl in geteilten Kontexten als auch in nicht geteilten Kontexten – also letztlich immer – erscheint? Der Grund liegt auch wiederum darin, dass von Schroll-Machl in beiden Fällen Sach- und Regelorientierung unterstellt wird: Im ersten Fall funktioniert explizite Kommunikation solange, wie Sach- und Beziehungsaspekte getrennt werden, im zweiten Fall kann nur solange expliziert kommuniziert werden, wie man sich sicher sein kann, dass ein gemeinsamer Kommunikationsgegenstand, eine objektivierbare Wahrheit und ein gemeinsamer internalisierter Regelkanon existiert. Im ersten Fall werden also die Implikationen (1) und (2) zugrunde gelegt, im zweiten Fall die Implikation (3). Auch in diesem Fall zeigt sich also sogar anhand der relativ neutralen Beurteilung eines Kulturstandards durch die Autorin, wie ein einzelner Kulturstandard nur im Zusammenspiel mit anderen implizit vorausgesetzten Kulturstandards eine scheinbar intrinsische Notwendigkeit erhält und wie sich

diese auf einen gemeinsamen systemischen Rahmen zurückführen lässt.

Da für die restlichen Kulturstandards ähnliche Argumentationslinien verfolgt werden, sollen an dieser Stelle nur einige kurze Hinweise dazu gegeben werden, wie auch diese in den systemischen Zusammenhang eingebettet sind. *Individualismus* und die *Trennung von Persönlichkeits- und Lebensbereichen* sind natürlich im Zusammenhang mit dem Zurückdrängen des Beziehungsaspektes aus dem öffentlichen Leben, der mit der *Regelinternalisierung* einherging zu sehen und mit der Vereinzelung, die durch den Protestantismus geforderte rationale Erschließung der Vernunftmoral bewirkte. *Zeitplanung* ist als Kulturstandard zum einen nur dann wirksam möglich, wenn Handlungen als situations- und beziehungsunabhängige Entitäten konzipiert werden und kann zum anderen nur effizient ausgeführt werden, wenn deren Ablaufschemata internalisiert sind. Es gelten hier also im Prinzip die gleichen Überlegungen wie bei den Beispielanalysen a) - c).

Im Folgenden soll an zwei Fallbeispielen illustriert werden, wie Kulturstandards als Konzeptsystem in einer konkreten Situation tatsächlich operieren.

5.2.2. Wie das System operiert

- Schwacher Kontext, internalisierte Regeln, Sachorientierung (Schroll-Machl 2007:172f.)

„[...] (Eine Amerikanerin) hat einen deutschen Freund, mit dem sie zusammenlebt. Sie hat sich in der Stadt einen neuen Pullover gekauft, kommt nach Hause, zieht ihn an und fragt ihren deutschen Freund: ‚Wie gefällt dir mein neuer Pullover?‘ Dieser findet den Pullover einfach nur häßlich und antwortet: ‚Um ehrlich zu sein, ich finde ihn häßlich‘.“

Das Verhalten des Deutschen wird von mehreren anderen Zuhörern als *typisch deutsch* identifiziert. Als dieser nachfragt, was er denn sonst hätte sagen sollen, antwortet die Amerikanerin:

„Na, ja etwas Charmanteres. Daß das die neue Mode ist, daß er bunte Farben hat... Irgendetwas in der Richtung.‘ Der Deutsche läßt nicht locker: ‚Aber warum?‘

– ‚Weil ich dachte, daß du mich liebst.‘
Darauf der Deutsche ganz spontan: ‚Ja, wenn du mich gefragt hättest, ob ich dich liebe, hätte ich ja gesagt. Aber du hast gefragt, wie mir der Pullover gefällt!‘“

In diesem Dialog kommen auf deutscher Seite die Implikationen 3 und 4 zum Tragen. Moralisches Handeln kann nur stattfinden, wenn die eigene Maxime aufgrund eines Erkenntnisprozesses auf ein allgemeines Sittengesetz zurückgeführt werden kann. Diese Erkenntnis wiederum ist jedoch nur möglich, wenn auch Fehler und Irrungen möglichst klar benannt werden. Vor diesem Hintergrund muss auch die häufig als notorisch empfundene deutsche Beserwisserei als systembedingter Versuch gewertet werden, Einsicht in den Zusammenhang zwischen der Gegenseite unterstellter persönlicher Maxime und dem allgemeinen Sittengesetz zu vermitteln. In diesem Beispiel ist zu erwarten, dass der Deutsche diese Episode dazu nutzen wird, sein Konzept *Liebeskudgaben* beispielsweise um den Eintrag *falsche Komplimente* anzureichern, d. h. er betrachtet das Missverständnis aus sachorientierter Perspektive und wird versuchen, aus dieser Irritation eine Regel zum rollenspezifischen Verhalten abzuleiten und so in den kategorischen Imperativismus zu integrieren.

- Trennung von Persönlichkeits- und Lebensbereichen, Sachorientierung, schwacher Kontext (Schroll-Machl 2007:143ff.)

„Eine Tschechin ist Geschäftsführerin eines tschechischen Betriebes, der Deutschen gehört. Als ihre Tochter erkrankt und mit hohem Fieber im Bett liegt, bleibt sie zu Hause, zunächst einen Tag, dann wird daraus eine Woche. Plötzlich bekommt sie einen Anruf des deutschen Eigentümers, wo sie denn bleibe, die Firma würde sie brauchen. Sie antwortet, ihr Kind sei krank und sie müsse sich darum kümmern. Darauf der deutsche Besitzer: ‚Und das eine Woche lang? Wie wäre es denn, wenn auch einmal Ihr Mann zu Hause bliebe und Sie in der Krankenpflege abgelöst würde oder wenn Sie sich um einen Babysitter kümmern würde? Sie sind schließlich Geschäftsführerin!‘ Die Tschechin ist perplex. [...]. Den vorwurfsvollen Ton kann sie nicht nachvollziehen.“

Die Äußerungen des deutschen Eigentümers lassen besonders die Implikationen 1, 2 und 3 zum Vorschein kommen. Der Vorwurf und die Vorschläge des Deutschen können damit erklärt werden, dass von diesem angenommen wurde, die Geschäftsführerin habe sich eine Maxime (das adäquate Verhalten als Geschäftsführerin) gesetzt, von der unterstellt wird, dass sie situations- und personenunabhängig, also allgemein und demzufolge mit seiner eigenen identisch sei. Schließlich muss sie aus einem vernunftgeleiteten Prozess hervorgegangen und damit also unantastbar sein. Die Irritation des konzeptuellen Systems durch das Verhalten der Geschäftsführerin löst einen anderen Kulturstandard aus: das direkte Kommunikationsverhalten, also den schwachen Kontext, der wiederum darauf basiert, dass das Handlungsmuster *Geschäftsführerin* versachlicht betrachtet wird. Der vorwurfsvolle Ton kommt daher, dass der Eigentümer unzureichende Anstrengung bei der Konzeptualisierung der einschlägigen Maxime unterstellt („solche Situationen hätten Sie einplanen müssen, wenn Sie sich als Geschäftsführerin bewerben“). Es wird also vom Eigentümer grundsätzlich unterstellt, die Geschäftsführerin bewege sich im selben konzeptuellen System wie er selber und das Problem könne gelöst werden, indem in diesem System eine systemadäquate Reaktion ausgelöst wird. Für die Geschäftsführerin erscheint der Ratschlag des Eigentümers ebenfalls als Irritation ihres eigenen, beziehungsorientierteren Konzeptsystems und löst dementsprechend eine andere Reaktion aus, eine Änderung im Verständnis der Beziehung zum Eigentümer (vorwurfsvoller Mensch).

- Trennung von Persönlichkeits- und Lebensbereichen, regelorientierte internalisierte Kontrolle, Sachorientierung (Schroll-Machl 2007:143ff.)

„Der deutsche Leiter eines Verkaufsbezirks hat Unterlagen aus seinem Bereich, die ihm von seinen tschechischen Mitarbeitern gegeben wurden, an das mittlere Management weitergeleitet. Es stellte sich jedoch heraus, daß diese Unterlagen fehlerhaft waren. Bestenfalls hätte er sie prüfen sollen, was aber in der Praxis

aufgrund der großen Menge unmöglich ist, weshalb nur Stichproben gemacht werden, wie in diesem Fall auch. Er ist wegen der Kritik seiner Vorgesetzten sehr sauer und schimpft mit seinen tschechischen Mitarbeitern, ihm solche Unterlagen gegeben zu haben. „Sie haben mich zum Trottel gemacht, ist Ihnen das klar!?“ Doch gleichzeitig, so bemerkt der Kollege, der mit ihm im Büro sitzt, ärgert er sich auch über sich selbst: „Ich hätte das überprüfen müssen! Warum habe ich das bloß nicht getan?“ Warum, so fragt sich der tschechische Kollege, nimmt der Deutsche sich das Vorkommnis so sehr zu Herzen? Es handelt sich wirklich nicht um eine tatsächlich bedeutende Angelegenheit, sondern um einen Routinevorgang.“

Besonders augenfällig ist die Wirkung der Implikationen 1,3 und 4: Da die Maxime des eigenen Handelns (Überprüfungen) Ergebnis eines vernunftgeleiteten Erkenntnisprozesses sind, sollten sie auch unter widrigen Umständen ihre Gültigkeit behalten. Pflichtverletzung ist daher ein Verstoß gegen die eigenen Prinzipien und erhält eine moralische Bedeutung, die unter Voraussetzung der Gültigkeit dieses konzeptuellen Systems von Außenstehenden vermeintlich nur auf mangelnde Einsichtsfähigkeit zurückgeführt werden kann. Die Operationsweise dieses Systems (Begriffsbildung) zeigt sich wiederum an dem Selbstvorwurf: Umdefinition der bisherigen Überprüfungsstandards im Sinne einer noch stärkeren Sachorientiertheit. Handlungsalternativen wie Geschenke an die Vorgesetzten zur Besänftigung, sind systemfremd und werden daher nicht einmal in Erwägung gezogen.

5.3. Implikationen für die Praxis

Das Ziel in interkulturellen Schulungen liegt gerade darin, durch Rollenspiele, Critical Incident-Analysen etc. Empathiefähigkeit und Perspektivwechsel den Teilnehmern den eigenen kulturell vorgeprägten Blickwinkel bewusst zu machen, eigene Standpunkte adäquat zu kommunizieren und kulturfremdes Verhalten angemessen zu interpretieren. Ganz entscheidend in diesem Zusammenhang ist die Fähigkeit, die eigenen

und fremden Reaktionen in entscheidenden Situationen korrekt antizipieren zu können. Dies setzt jedoch nicht nur die Kenntnis der einzelnen Kulturstandards für eine spezifische Zielkultur voraus, sondern vor allem die Bewusstheit deren systemischer Interdependenz, d. h. das intuitive Wissen darüber, durch welches abstrakte konzeptuelle System die einzelnen Kulturstandards verknüpft sind, in welcher Weise der Verstoß gegen einen Standard beim Gegenüber (oder bei sich selbst) eine Kompensationsreaktion durch einen anderen Standard auslöst und wie diese statt zu einer Annäherung auch zu einer Entfremdung (Schismogenese) führen kann, bzw. wie eine solche Entwicklung vermieden werden kann.

In diesem Zusammenhang ist es sehr hilfreich, den Teilnehmern Verhaltensmuster unterschiedlicher Kulturen als konzeptuelle Systeme zu präsentieren, die Elemente enthalten sollten, die oberflächliche Ähnlichkeiten aufweisen, aber systemimmanent völlig unterschiedliche Funktionen erfüllen. An den Kontaktstellen dieser Systeme, d. h. also in der interkulturellen Interaktion treten Irritationen auf, die jeweils systemspezifische aber individuell ausgestaltete Anschlussoperationen auslösen. Es ist nützlich, sich dies immer wieder zu vergegenwärtigen, um zum Beispiel eigene Reaktion angemessen zu adaptieren. Auf die als Kritik empfundene Äußerung des Eigentümers im obigen Beispiel könnte die Geschäftsführerin unter einem systemischen Blickwinkel reagieren, in dem sie einen für den Deutschen systemkompatiblen Kompensationsstandard einsetzt, um ihren Standpunkt zu vertreten, statt irrtümlich eine beziehungsorientierte Interpretation zu wählen. Eine solche alternative Reaktion könnte in einer direkten und sachlichen Formulierung ihrer eigenen Vorstellung bestehen; so könnte sie zu erkennen geben, dass von ihr hier mit gewisser Konsequenz eine allgemeinere Maxime verfolgt wird (beispielsweise das Prinzip der Aufgabenteilung zu Hause als Ausdruck von Gleichberechtigung o. ä.)¹⁵.

Im Rahmen eines Rollenspiels könnten nun die Teilnehmer mit einer solchen Situation konfrontiert werden um ihnen zunächst ihre eigenen spontanen Reaktionen auf die Kritik des Eigentümers bewusst zu machen. Nach einer Erläuterung des systemischen Zusammenhangs zwischen den hier involvierten Kulturstandards könnte man den Teilnehmern verschiedene Handlungsmöglichkeiten vorspielen, die dem deutschen Gegenüber Anschlussoperationen ermöglichen, wie z. B. eine sachliche Nachfrage nach den internen Regeln für das erwartete Verhalten, ein neutraler Verweis auf allgemeine Prinzipien, die das eigene Verhalten leiten etc. In jedem Fall geht es um Handlungskonzepte, die objektivierbar und verallgemeinerbar sind. Diese verschiedenen Handlungsweisen sollten im Anschluss von den Teilnehmern mit eigenen Inhalten erfüllt und praktisch erprobt werden.

Eine andere Möglichkeit bestünde darin, die Teilnehmer nach einer vorbereitenden Einführung in den systemischen Zusammenhang die Wechselwirkung zwischen den Kulturstandards bzw. die Operationsweise selber anhand von Critical Incidents erarbeiten und Handlungsalternativen erstellen zu lassen, wobei hier besonders darauf geachtet werden muss, dass die Teilnehmer die eigene Position nicht opfern, sondern so formulieren, dass dem Gegenüber Anschlussoperationen im eigenen konzeptuellen System zur Verfügung stehen. Gleichmaßen ist sicherzustellen, dass die jeweils eigene Reaktion als Anschlussoperation im konzeptuellen System betrachtet wird und damit weder als objektive Tatsache noch als rein persönliche Idiosynkrasie dem Diskurs entzogen werden kann.

6. Zusammenfassung

Ziel der vorliegenden Arbeit bestand darin, nachzuweisen, dass Kulturstandards neben der empirischen Evidenz auch theoretisch begründbar sind. Dieses wurde dadurch zu leisten versucht, dass Kulturstandards als Sonderform konzeptueller Systeme der allgemeinen Wirkungsweise von Systemen unterworfen sind. Am Beispiel deutscher

Kulturstandards wurde dann illustriert, in welcher Weise diese Systeme operieren, indem die einzelnen Standards miteinander wechselwirken und auf diese Weise bestehende Begriffe adaptieren.

Zu diesem Zwecke war es zunächst erforderlich, den Begriff *Kulturstandard* zu präzisieren (Kapitel 2) und im Anschluss daran grundlegende Annahmen der Systemtheorie zu klären und die zentralen Eigenschaften von Systemen vorzustellen (Kapitel 3). Hierbei stellte sich jedoch das Problem, dass Kultur bzw. Kulturstandards durch die mittlerweile klassisch zu nennenden Systemtypen sowohl hinsichtlich ihrer spezifischen Operationsweise als auch ihrer System-Umwelt-Unterscheidung nicht erfasst werden konnten. Die hier vorgeschlagene Lösung besteht in der Annahme eines weiteren Systemtyps, dessen Operationsweise als *Begriffsbildung* identifiziert wurde und der sich hierdurch von biologischen, psychischen und sozialen Systemen grundlegend unterscheidet, wenngleich er die allgemeinen Systemeigenschaften natürlich mit diesen teilt. Dieser Typus wurde aufgrund seiner Operationsweise als *konzeptuelles System* bezeichnet und in Kapitel 4 kurz skizziert. In Kapitel 5 wurden zunächst die Grundzüge der Kantischen Moralphilosophie vorgestellt und vier Implikationen herausgearbeitet, die als kultureller Bezugsrahmen für das System der deutschen Kulturstandards in Frage kommen. Anschließend wurde zunächst auf die autopoietische Genese dieses Bezugsrahmens hingewiesen bevor dann an drei ausgewählten Beispielen die Operationsweise des *kategorischen Imperativismus* illustriert wurde.

Abschließend wurde darauf hingewiesen, dass in der interkulturellen Trainingspraxis stets darauf geachtet werden sollte, dem Gegenüber systemkompatible Anschlussoperationen zu ermöglichen und ihn das eigene Verhalten ebenfalls im Rahmen des systemischen Zusammenhangs sehen zu lassen. Das allerdings setzt eine Bewusstheit des strukturellen Zusammenhangs der einzelnen Kulturstandards voraus und die Fähigkeit, diese flexibel dazu einsetzen

zu können, den eigenen Standpunkt zu kommunizieren.

Aus Platzgründen verzichtet werden musste auf eine Analyse der Selbstreferentialität konzeptueller Systeme wie auch der Rolle des Beobachters bzw. dessen eigener Systemgebundenheit. Ebenfalls nur angedeutet werden konnten strukturelle Kopplungen konzeptueller Systeme mit psychischen oder sozialen Systemen sowie eine detaillierte Einbeziehung zusätzlicher Kulturstandards.

Wünschenswert im Sinne einer besseren theoretischen Verankerung herrschender interkultureller Begriffswerkzeuge wären eine Vertiefung des vorliegenden Ansatzes und eine Ausweitung seiner Anwendung über die Grenzen des deutschen Kulturraumes hinaus. Hilfreich hierzu wäre der Nachweis, dass die Herausbildung derartiger konzeptueller Systeme eine kulturhistorische Notwendigkeit darstellt und dass sich deren Tradierung gegebenenfalls mit den bislang im Zentrum der Betrachtung stehenden National- bzw. Sprachgemeinschaftskulturen deckt. Ansätze hierzu liefern Münch (1999:54f.) und Bolten (1999:325f.) mit ihren Hinweisen zur Genese von intellektuellen Stilen sowie Assmann (1988:13f.) im Hinblick auf die Rekonstruktion des kulturellen Gedächtnis, die natürlich im Wesentlichen von Sprache als Medium der Tradierung und damit der Sprachgemeinschaft als sozialem Träger abhängt.

7. Literatur

Assmann, J. (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Assmann, J. / Hölscher T. (Hrsg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S.9-19.

Baecker, D. (1992): Die Unterscheidung zwischen Kommunikation und Bewußtsein. In: Krohn, W. / Küppers, G. (Hrsg.): *Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 217-268.

Barthelmess, M. (2005): *Systemische Beratung: eine Einführung für psychosoziale Berufe*. Weinheim: Juventa-Verlag.

- Bennett, J. M. (1993): Toward ethnorelativism: A developmental model of intercultural sensitivity. In: Paige, R. M. (Hrsg.): *Education for the intercultural experience*. Yarmouth: Intercultural Press, S.21-71.
- Bertalanffy, L. v. (1956): General System Theory. In: Bertalanffy, L. v. / Rapoport, A. (Hrsg.): *General Systems, Yearbook of the Society for the Advancement of General Systems Theory*. University of Michigan, S.1-10.
- Bolten, J. (1999): Kommunikativer Stil, kulturelles Gedächtnis und Kommunikationsmonopole. In: Geißner, H. K. (Hrsg.): *Wirtschaftskommunikation in Europa*. Tostedt: Artikon-Verlag, S.113-131.
- Fantini, A. E. (2006): *Exploring and assessing intercultural competence*. URL: <http://digitalcollections.sit.edu/> [Zugriff am 14.02.2013].
- Gottsch, J. D. (2001): *Mutation, Selection, and Vertical Transmission of Theistic Memes in Religious Canons*. URL: http://cfpm.org/jom-emit/2001/vol5/gottsch_jd.html [Zugriff am 06.02.2014].
- Hall, E. T. (1966): *The Hidden Dimension*. New York: Anchor Books/Doubleday.
- Hall, E. T. (1976): *Die Sprache des Raumes*. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.
- Hall, E. T. (1983): *The Dance of Life: The Other Dimension of Time*. University of Michigan.
- Hall, E. T. / Hall, M. R. (1990): *Understanding Cultural Differences*. Yarmouth: Consortium Book Sales & Dist.
- Hammer, M. R. / Bennett, M. J. / Wiseman, R. (2003): Measuring intercultural sensitivity: The intercultural development inventory. *International Journal of Intercultural Relations* 27, S.421-443.
- Heringer, H. J. (2004): *Interkulturelle Kommunikation. Grundlagen und Konzepte*. Tübingen / Basel: A. Francke Verlag.
- Hofstede, G.: (1980): *Culture's Consequences: Comparing Values, Behaviors, Institutions, and Organizations across Nations*. Beverly Hills, CA: Sage Publications.
- Hofstede, G. / Hofstede, G. J. / Minkov, M. (2010): *Cultures and Organizations: Software for the Mind*. USA: McGrawHill.
- Kant, I (1785): *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Akademie Ausgabe (AA IV)*. URL: <http://korpora.org/kant/verzeichnisse-gesamt.html> [Zugriff am 11.02.2013].
- Kant, I. (1788): *Kritik der praktischen Vernunft. Akademie Ausgabe (AA V)*. URL: <http://korpora.org/kant/verzeichnisse-gesamt.html> [Zugriff am 11.02.2013].
- Kelley, C. / Meyers, J. (1995): *The Cross-Cultural Adaptability Inventory*. Minneapolis: National Computer Systems Inc.
- Kronfeldner, M. E. (2009): Meme, Meme, Meme: Darwins Erben und die Kultur. *philosophia naturalis* 46(1), S. 36-50.
- Kumata, H. / Schramm, W. (1956): A pilot study of cross-cultural meaning. *Public Opinion* 20(1), S.229-238.
- Luhmann, N. (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Luhmann, N. (1993): *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Luhmann, N. (1995): *Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N. (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Luhmann, N. (2009): *Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Mitchell, M. (2011): *Complexity – A guided tour*. Oxford, New York: Oxford University Press.
- Münch, R. (1990): Code, Struktur und Handeln: Soziale Milieus der Wissensproduktion. In: Haferkamp, H. (Hrsg.): *Sozialstruktur und Kultur*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S.54-94.
- Olson, C. L. / Kroeger, K. R. (2001): Global competency and intercultural sensitivity. *Journal of Studies in International Education* 5(2), S.116-137.
- Paige, R. M. / Jacobs-Cassuto, M. / Yershova, Y. A. / DeJaeghere, J. (2003): Assessing intercultural sensitivity: An empirical analysis of the Intercultural Development Inventory. *International Journal of Intercultural Relations* 27, S. 467-486.

Parsons, T. (1976): *Zur Theorie sozialer Systems*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Raffelt, A. (2005): Kant als Philosoph des Protestantismus – oder des Katholizismus? In: Fischer, N. (Hrsg.): *Kant und der Katholizismus: Stationen einer wechselhaften Geschichte*. Freiburg: Herder Verlag, S.139-159.

Ruben, B. D. (1976): Assessing communication competency for intercultural adaptation. *Group and Organization Studies* 1, S.334-354.

Schleichert, H. (1997): *Wie man mit Fundamentalisten diskutiert, ohne den Verstand zu verlieren. Anleitung zum subversiven Denken*. München: C. H. Beck Verlag.

Schroll-Machl, S. (2007): *Die Deutschen – Wir Deutsche. Fremdwahrnehmung und Selbstsicht im Berufsleben*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag.

Schulz, R. A. (2007): The challenge of assessing cultural understanding in the context of foreign language instruction. *Foreign Language Annals* 40(1), S.9-26.

Sinicrope, C. / Norris, J. / Watanabe, Y. (2007.): *Understanding and Assessing Intercultural Competence: A Summary of Theory, Research, and Practice Technical Report for the Foreign Language Program Evaluation Project*. URL: [http://www.hawaii.edu/sls/uhwpsl/26\(1\)/Norris.pdf](http://www.hawaii.edu/sls/uhwpsl/26(1)/Norris.pdf) [Zugriff am 19.06.2014].

Thomas, A. (1996): *Psychologie interkulturellen Handelns*. Göttingen: Hogrefe Verlag.

Thomas, A. (2000): Globalisierung und interkulturelle Managementkompetenz. In: Fahrenhorst, B. / Musto, S. A. / Holtz, U. / Molt, P. / Gottstein, K. (Hrsg.): *Grenzenlos. Kommunikation, Kooperation, Entwicklung*. Berlin: Gesellschaft für internationale Entwicklung Berlin, S. 162-174.

Thomas, A. (2006): Kultur und Kulturstandards. In: Thomas, A. / Kinast, E.-U. / Schroll-Machl, S. (2006): *Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Band 1: Grundlagen und Praxisfelder*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, S.19-31.

Trompenaars, F. (2004): *Business Weltweit. Der Weg zum interkulturellen Management*. Hamburg / Neumünster: Murmann Verlag.

Endnoten

1. Einen detaillierten vergleichenden Überblick geben Sinicrope et al. (2007).
2. Der Autor beschränkt sich in diesem Zusammenhang auf die *zentralen Kulturstandards*, im Unterschied zu den *kontextuellen Kulturstandards*, d. h. den „funktionalen Verhaltenskonsequenzen der zentralen Kulturstandards, die in der jeweiligen Situation als Verhaltensprogramm abgerufen werden“ (Thomas 1996:14).
3. Insbesondere des *Culture Assimilator Trainings* (Thomas 1996:118).
4. Die Studie umfasste laut Thomas Teilnehmer aus England, Frankreich, Spanien, Tschechien, USA, China, Japan, Korea und Indonesien (Thomas 2000).
5. Die Definition von *Komplexität* hängt sehr stark von dem jeweiligen fachlichen Hintergrund sowie der betreffenden theoretischen Zielsetzung ab. Einen Überblick über Komplexitätstheorien aus formaler informationstheoretischer Sicht gibt Mitchell (2011:94ff.).
6. Eine gut lesbare Einführung in das luhmannsche Denken gibt Berghaus (2011).
7. „Systeme bestehen nicht aus Dingen, sondern aus Operationen“ (Luhmann 1984:46ff.), „Nur ein System kann operieren und nur Operationen können ein System produzieren“ (Luhmann 1995:27).
8. „Jede Kommunikation differenziert und synthetisiert eigene Komponenten, nämlich Information, Mitteilung und Verstehen“ (Luhmann 1990:24). Für die Operationsweise *Begriffsbildung*, ist jedoch der soziale Kontext als sinnstiftender Rahmen unwichtig: *Begriffsbildung* kann in Bezug auf individuelle konzeptuelle Systeme erfolgen (z. B. Wahnsysteme) oder aber in Bezug auf zeitlich und räumlich entfernte konzeptuelle Systeme (die Ethik in den *Analekten*), bei denen ebenfalls keine Anschlusskommunikation erfolgen muss, wohl jedoch eine *Anschlusskonzeptbildung*.
9. Dieser Aspekt der von ihrem Schöpfer unabhängigen Existenz geistiger Produkte ist ein wesentlicher Bestandteil der Memtheorie (Dawkins 1976, Hull 2000, Dennett 2001, Blackmore 2010, Aunger 2007). Gerade die Forderung nach Zurückführbarkeit der Meme auf individuelle Urheber ist ein wesentlicher Kritikpunkt an der Memtheorie (Kronfeldner 2009). Diese wie auch weitere von Kronfeldner angesprochene Schwachpunkte der Memtheorie ließen sich

vermeiden, wenn man Meme als minimale konzeptuelle Systeme ansieht. Dann ließe sich z. B. die Kopplung mit psychischen und sozialen Systemen gut erklären, die Verbreitung von Memen ist dann keine Folge individueller *parasitärer* Eigenschaften der Meme, sondern eine Frage der Kompatibilität konzeptueller Systeme mit anderen konzeptuellen Systemen. Da die Problempunkte der Memtheorie alle mehr oder weniger direkt mit der Tatsache zu tun haben, dass das Mem als Analogie zum Gen dessen Ballast einer konzeptuellen physischen Substanz mit sich trägt, böte eine Charakterisierung von Memen als spezifische Operationsweisen anstatt von Informationsträgern einen Ausweg.

10. Das wesentliche Kriterium für Anerkennung eines Experten in einem bestimmten Gebiet und damit auch die entscheidende Hürde im Fachstudium ist nicht so sehr der Erwerb einer bestimmten Menge an Wissen, sondern die Internalisierung der Operationsweise. Bei der Fähigkeit, wissenschaftliche Fragen zu stellen und zu beantworten geht es nämlich letztlich darum, an der Begriffsbildung mitzuwirken. Diese Hürde ist umso höher, je ausgeprägter die Systemizität ist, je distinkter die Operationsweise und je spezifischer die Fachsprache.

11. An dieser Stelle ist beispielsweise der 1983 vor dem BGH verhandelte *Siriusfall* zu nennen (BGHSt 32, 38).

12. Dass das Empfinden darüber, was als Wohlklang zu bezeichnen ist, eine erhebliche Variationsbreite aufweist – sowohl zwischen verschiedenen Epochen als auch verschiedenen Kulturen – versteht sich von selbst, es handelt sich bei Euphonie wiederum um ein konzeptuelles System, das seinerseits strukturelle Kopplungen aufweist. Aus Platzgründen soll das an dieser Stelle jedoch nicht weiter erörtert werden.

13. Hieraus ergibt sich die bekannte Unmöglichkeit, mit Fanatikern und Fundamentalisten zu diskutieren. Schleicherts (1997) Argumentationswerkzeuge lassen sich vor diesem Hintergrund als Mittel deuten, den Systemcharakter von Denkmustern erfahrbar zu machen. Rationale Gegenargumente sind deswegen kontraproduktiv, weil sie als Umweltreiz lediglich Systemoperationen auslösen, die den Systemcharakter stabilisieren und die System-Umwelt-Grenze verfestigen. Schleicherts Ratschlag, der Argumentationsweise von Fanatikern so konsequent zu folgen, dass sie ad absurdum geführt wird, bedeutet aus systemtheoretischer Sicht nichts anderes

als eine Konturierung systemimmanenter Ungleichgewichte durch Beschleunigung der Systemoperation in der Hoffnung das System zum Zusammenbruch zu treiben, in dem seine Unfähigkeit, den eigenen Zweck zu erfüllen, vorexerziert wird.

14. Es ist zu beachten, dass das Rechtssystem im Luhmannschen Sinne den Gesamtkomplex der juristischen Arbeit umfasst, also insbesondere auch die Institutionen, Arbeitsprozesse etc. Hiervon zu unterscheiden sind jedoch konzeptuelle Normensysteme, deren Gegenstand lediglich die kodifizierten Normen und deren konzeptuelle Entwicklung bilden.

15. Zum Gelingen dieser Strategie ist natürlich ebenfalls eine entsprechende Kooperation des Gegenübers notwendig, da es jedoch in der vorliegenden Arbeit vornehmlich um deutsche Kulturstandards geht, soll an dieser Stelle auf eine weitergehende Diskussion verzichtet werden.